

MÜTTER VERGESSEN NICHT. TÖCHTER VERGEBEN NICHT.

STEPHANIE WROBEL



THRILLER

DARLING ROSE GOLD

ullstein

Die Autorin



STEPHANIE WROBEL ist in Chicago aufgewachsen, lebt seit einigen Jahren aber mit ihrem Mann und ihrem Hund in Großbritannien. Sie hat am Emerson College studiert und als Texterin für verschiedene Werbeagenturen gearbeitet, bevor sie zu schreiben begann. »Darling Rose Gold« ist ihr Debüt.

Das Buch

Rose Gold ist schwer krank. Das denkt sie zumindest achtzehn Jahre lang. Dann findet sie heraus, dass Patty, ihre Mutter, einfach nur eine verdammt gute Lügnerin ist. Als Patty nach fünf Jahren aus dem Gefängnis kommt, will sie nur eines: sich wieder mit Rose Gold versöhnen. Das behauptet sie zumindest. Aber Rose Gold weiß, was Patty plant. Und sie ist nicht länger die kleine schwache Tochter. Sondern eine gefährliche Gegnerin.

Stephanie Wrobel

Darling Rose Gold

Roman

Aus dem Englischen
von Marie Rahn

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Die Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel *The Recovery of Rose Gold*
bei Michael Joseph / Penguin Random House, London

Deutsche Erstausgabe im List Verlag
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
1. Auflage Februar 2021
© für die deutschsprachige Ausgabe
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021
Copyright © 2020 by Stephanie Wrobel
Umschlaggestaltung: ZeroMedia GmbH, München
Nach einer Vorlage von Penguin Random House
Titelabbildung: © Shutterstock.com (Buchstaben);
© Getty Image (Tapete); © Arcangel.com (Schmetterling);
© Getty Image (Löffel); © Getty Image (Fliege)
Autorinnenfoto: © Simon Way
E-Book-Konvertierung powered by Pepyrus
Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-8437-2341-1

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](#).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte

ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

I

PATTY

Tag der Entlassung

Meine Tochter musste nicht gegen mich aussagen. Sie tat es freiwillig.

Rose Gold war dafür verantwortlich, dass ich ins Gefängnis ging, aber nicht als Einzige. Müsste ich weitere aufzählen, dann würde ich den Staatsanwalt und seine wild ins Kraut schießende Fantasie sowie die leichtgläubigen Geschworenen und die blutrünstigen Reporter nennen. Sie alle forderten lautstark Gerechtigkeit.

Dabei wollten sie eigentlich nur eine Schauergeschichte.

(Popcorn raus, Leute, denn wahrlich, sie erfanden eine!)

Es war einmal, erzählten sie, eine böse Frau, die eine Tochter zur Welt brachte. Die Kleine schien sehr krank zu sein, es gab vieles, was bei ihr nicht in Ordnung war. Sie musste künstlich ernährt werden, die Haare fielen ihr büschelweise aus, und sie war so schwach, dass sie sich nur im Rollstuhl fortbewegen konnte. Ganze achtzehn Jahre fand kein einziger Arzt heraus, was eigentlich mit ihr los war.

Dann traten zwei Polizisten zur Rettung der Tochter auf den Plan. Denn siehe da: Die böse Mutter war die Kranke – das Mädchen war vollkommen gesund. Der Staatsanwalt posaunte in die Welt hinaus, dass die Mutter ihre Tochter über Jahre hinweg vergiftet habe. Die Mutter sei daran schuld, dass das Mädchen nichts bei sich behalten könne und an

Unterernährung leide. Schwere Kindesmisshandlung nannte er es. Und forderte, die Mutter müsse bestraft werden.

Kaum war sie verhaftet worden, stürzten sich die Medien wie die Geier auf die Familie und weideten sich daran, wie sie auseinandergerissen wurde. Schrille Schlagzeilen verlangten nach dem Blut von »Giftmischer-Patty«, der etwa fünfzigjährigen Großmeisterin der Manipulation. Alle Freunde der Mutter fielen auf die Lügen herein. Im ganzen Land stieg man aufs hohe Ross: Jeder Anwalt, Polizist und Nachbar war überzeugt, das Mädchen persönlich gerettet zu haben. Die Mutter wurde ins Gefängnis gesteckt und der Schlüssel weggeworfen. Der Gerechtigkeit war Genüge getan, und die meisten lebten glücklich und zufrieden weiter. Ende der Geschichte.

Aber wo waren die Anwälte, als die Mutter zum tausendsten Mal das Erbrochene ihrer Tochter aus dem Teppich schrubbte? Wo waren die Polizisten, als die Mutter Nacht für Nacht über medizinischen Büchern brütete? Wo waren die Nachbarn, als das kleine Mädchen noch vor Tagesanbruch nach seiner Mutter rief?

Folgendes soll man mir mal erklären: Wenn ich fast zwei Jahrzehnte lang meine Tochter misshandelt habe, wieso hat sie dann angeboten, mich heute abzuholen?

Wie versprochen erscheint Connolly Punkt zwölf Uhr an der Tür meiner Zelle. »Bereit, Watts?«

Ich mühe mich von meiner Pritsche und ziehe meine kratzige Gefängniskluft straff. »Ja, Sir.«

Ich bin zu einer Frau geworden, die mit piepsiger Stimme spricht.

Der Wärter mit dem Schmerbauch holt einen großen Schlüsselring hervor und öffnet pfeifend die Tür. Ich bin Connollys Lieblingsinsassin.

Am Bett meiner Zellengenossin halte ich kurz inne, will aber keine Szene heraufbeschwören. Allerdings sitzt Alicia schon an die Wand gelehnt da und hat ihre Knie umschlungen. Als sie mir in die Augen blickt, bricht sie in Tränen aus und wirkt wesentlich jünger als zwanzig.

»Schsch.« Ich bücke mich und schließe das Mädchen in meine Arme. Dabei versuche ich, heimlich einen Blick auf ihre verbundenen Handgelenke zu werfen, aber sie ertappt mich dabei. »Trag immer wieder die Salbe auf und wechsle die Verbände. Das darf sich nicht entzünden«, mahne ich und wackle mit den Augenbrauen.

Alicia lächelt unter Tränen und sagt hicksend: »Ja, Schwester Watts.«

Ich bemühe mich, mir meinen Stolz nicht anmerken zu lassen. Zwölf Jahre lang habe ich als Pflegehelferin gearbeitet. Mit Zertifikat.

»Braves Mädchen. Díaz macht heute den Hofgang mit dir. Dreißig Minuten. Auf Anordnung des Doktors.« Ich lächle und streichle ihr das Haar. Ihr Schluckauf hat sich gelegt.

»Schreibst du mir denn?«

Ich nicke. »Und du kannst mich jederzeit anrufen.« Ich drücke ihr noch mal die Hand, richte mich auf und gehe zu Connolly, der geduldig gewartet hat. An der Türschwelle verharre ich, werfe noch einen Blick zu Alicia und mache mir in Gedanken eine Notiz, ihr zu schreiben, sobald ich zu Hause bin. »Jeweils eine ganze Stunde.«

Alicia winkt mir scheu. »Viel Glück da draußen.«

Connolly und ich machen uns auf den Weg zur Aufnahme und Entlassung. Meine Mitgefangenen rufen mir Abschiedsworte zu.

»Melde dich mal, ja?«

»Wir werden dich vermissen, Mama.«

»Pass auf dich auf, Skito.« (Die Abkürzung für ›Moskito‹ ist nicht kränkend, sondern als Kompliment gemeint. Moskitos sind unverwüstlich.)

Ich bedenke alle mit meinem majestäischsten Winken, verteile aber keine Luftküsse. Besser, man bleibt seriös. Ohne innezuhalten, gehen Connolly und ich immer weiter.

Auf dem Flur werde ich fast von Stevens umgerannt. Sie hat unheimliche Ähnlichkeit mit einer Bulldogge: kräftig und gedrungen, schlaffe Hängebacken, hin und wieder geifert sie. »Und tschüss!«, grunzt sie.

Stevens war der Boss, als ich hier ankam. Sie war nie eine Befürworterin des Zuckerbrot-Ansatzes, sondern schwor auf die Peitsche. Aber mit roher Gewalt und Einschüchterungstaktik kommt man nur bis zu einem gewissen Punkt – und nirgendwohin bei einer Frau meiner Statur. Es war leicht, ihr die Macht zu entreißen. Ich nehm's ihr nicht übel, dass sie mich hasst.

Jetzt winke ich kokett mit den Fingern. »Ein schönes Leben noch, Stevens.«

»Vergifte keine kleinen Mädchen mehr«, knurrt sie lahm.

Da ich sie nicht erwürgen kann, mache ich ihr mit Freundlichkeit den Garaus. Ich lächle, ganz heitere Gelassenheit, und folge Connolly.

Die Abteilung für Aufnahmen und Entlassungen ist nichts Besonderes: ein lang gestreckter Flur mit Betonboden, viel zu weißen Wänden und Zimmern mit dicken Glasfenstern. Am Ende des Flurs befindet sich ein kleiner Bürobereich mit Schreibtischen, Computern und Scannern. Könnte auch eine Buchhaltung sein, wenn Buchhalter Dienstmarken und Waffen tragen würden.

Am Empfang hat der Angestellte seinen Stuhl zum Radio gedreht. Gerade kommen Nachrichten. Nach einer kurzen Pause, sagt der Sprecher, gibt es Informationen zu einem kleinen Jungen in Indiana, der vermisst wird. Außerdem gehen wir der Frage nach, ob man von Süßigkeiten Krebs bekommen kann. Die nächsten Neuigkeiten auf WXAM. Seit meinem Prozess habe ich Nachrichten weder gehört oder gesehen noch gelesen. Die Presse hat meinen guten Namen besudelt. Ihretwegen hat meine Tochter vier Jahre lang nicht mit mir geredet.

Ich starre finster auf das Radio. Als der Angestellte seinen Stuhl zu mir dreht, wird mir klar, dass ich ihn kenne. Im Geiste habe ich den kahlen, bulligen Mann Meister Proper genannt. Vor fünf Jahren sah ich ihn das erste Mal. Er flirtete den ganzen Tag mit mir und fragte nach meinem Parfüm, während ich ihn auf Abstand hielt. Dabei gab ich mich selbstsicher und munter, aber innerlich schwankte ich zwischen Wut über mein ungerechtes Urteil und Angst vor den nächsten fünf Jahren. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.

»Patty Watts?«, fragt er und schaltet das Radio aus.

Ich nicke.

»Ich erinnere mich an Sie«, sagt er und lächelt.

Meister Proper holt ein Formular aus seinem Schreibtisch und verschwindet im Lager. Nach ein paar Minuten kommt er mit einem kleinen Pappkarton zurück. Er reicht mir ein Blatt Papier. »Sie müssen die Bestandsliste prüfen und ganz unten unterschreiben, dass Sie alles zurückgekriegt haben, was Sie mitgebracht haben.«

Ich öffne den Karton, sichte ihn und unterschreibe dann.

»Sie können jetzt Ihre Straßenkleidung anziehen«, bemerkt Meister Proper, weist zum Waschraum und zwinkert mir zu, als Connolly gerade

nicht hinschaut. Ich nicke, umklammere den Pappkarton und schlurfe davon.

In einer Toilettenkabine reiße ich mir die Jacke mit der Aufschrift »Justizvollzugsanstalt« vom Leib und wühle im Karton. Nach fünf Jahren Gefängnisfraß sitzt meine Lieblingsjeans mit dem bequemen Gummibund ein bisschen locker. Ich ziehe mein Garfield-T-Shirt und ein rotes Sweatshirt mit den Initialen meines Community Colleges an, GCC. Meine alten Socken sind steif vor Schweiß, aber immer noch besser als die groben Wollsocken, die ich trage. Als ich meine weißen Turnschuhe anziehe, bemerke ich noch einen Gegenstand am Boden der Schachtel. Erst will ich das herzförmige Medaillon in die Tasche stecken, hänge es mir dann aber um. Sie soll sehen, dass ich die Kette trage, die sie mir als Kind geschenkt hat.

Ich verlasse den Waschraum und gebe Meister Proper den leeren Pappkarton zurück.

»Passen Sie auf sich auf.« Wieder zwinkert er.

Connolly und ich gehen durch den neonbeleuchteten Flur der Aufnahme Richtung Parkplatz. »Kommt jemand, Watts?«

»Ja, Sir. Ich werde gleich abgeholt.« Sorgfältig achte ich darauf, nicht zu erwähnen, von wem, denn obwohl Rose Gold mittlerweile dreiundzwanzig ist, halten manche Leute sie noch immer für ein kränkliches kleines Mädchen. Nicht alle werden sich über unsere Versöhnung freuen. Es ist ihnen egal, dass ich bei jedem Krankenhausaufenthalt nachts aufblieb, um ihre Vitalzeichen zu prüfen. Sie wissen nicht, wie groß die Liebe einer Mutter ist.

Am Tor bleiben wir stehen. Mir kribbeln die Fingerspitzen, als ich die Hand nach dem Griff ausstrecke.

Connolly kratzt sich an seinem Tom-Selleck-Schnurrbart. »Das Piroggenrezept kam bei meinen Schwiegereltern super an.«

Ich klatsche in die Hände. »Hab ich doch gesagt.«

Connolly zögert. »Martha war beeindruckt. Hat letzte Nacht nicht auf der Couch geschlafen.«

»Ganz kleine Schritte, Sir. Sie kommt schon zurück. Lesen Sie einfach weiter in dem Buch.« In den letzten Monaten habe ich den Wärter nach der Methode der *Fünf Sprachen der Liebe* gecoacht.

Connolly lächelt und wirkt für eine Sekunde sogar etwas verloren.

»Aber jetzt nicht sentimental werden«, scherze ich und klopfe ihm auf die Schulter.

Er nickt. »Viel Glück da draußen, Patty. Hoffen wir, dass wir uns nicht wiedersehen, ja?«

»So lautet der Plan«, erwidere ich und sehe ihm nach, als er mit großen Schritten den Flur hinuntergeht. Dabei flappen seine überdimensionierten Schuhe gegen das Linoleum. Nachdem er seine massive Gestalt in ein Büro gezwängt und die Tür hinter sich geschlossen hat, bleibt mir nichts mehr übrig, als mich der drückenden Stille zu stellen. Einfach so ist das Illinois Department of Corrections mit mir fertig.

Ich bemühe mich, das wilde Hämmern meines Herzens zu ignorieren. Als ich die Tür aufstoße und in die grelle Sonne hinaustrete, rechne ich schon fast damit, dass eine Alarmsirene losheult oder ein rotes Licht aufblitzt. Aber es ist tatsächlich so leicht: Man betritt oder verlässt das Gebäude, ohne dass sich jemand darum kümmert. Ich könnte ins Kino gehen, oder in die Kirche oder in den Zirkus. Ich könnte ohne Schirm in ein Unwetter geraten oder mit vorgehaltener Waffe ausgeraubt werden. Ich bin frei, da kann mir alles Mögliche passieren. Ich strecke die Hände aus und staune über den leichten Wind an diesem kühlen Novembertag.

Dann schirme ich meine Augen ab und überblicke den Parkplatz, auf der Suche nach dem alten Chevy-Lieferwagen. Sehe aber nur Limousinen. Und keinen Menschen.

Sie müsste jede Minute kommen.

Ich lasse mich auf einer wackligen Bank nieder und runzle die Stirn, als der Plastiksitz unter meinem Gewicht leicht nachgibt. Nachdem ich ein paar Minuten lang versucht habe, es mir bequem zu machen, stehe ich wieder auf und tigere erneut hin und her.

In der Ferne sehe ich, wie mein brauner Van in die lange Auffahrt zur Aufnahme einbiegt. Als er näher kommt, versuche ich, mein Haar und mein zerknittertes Sweatshirt so gut wie möglich zu glätten. Ich räuspere mich, als wollte ich etwas sagen, starre aber nur auf den Wagen. Als er den Parkplatz erreicht, erkenne ich die schmalen Schultern und die dunkelblonden Haare meiner Kleinen.

Ich sehe zu, wie Rose Gold rückwärts in eine Parklücke fährt. Sie schaltet den Motor aus und lehnt sich an die Kopfstütze. Ich stelle mir vor, dass sie kurz die Augen schließt. Mit jedem arglosen Atemzug heben und senken sich die Spitzen ihrer überschulterlangen Haare. Schon seit sie ein kleines Kind war, hat sich Rose Gold lange Haare gewünscht. Jetzt hat sie sie.

Irgendwo habe ich gelesen, dass ein Mensch durchschnittlich etwa hunderttausend Haare auf dem Kopf hat – Blonde mehr, Rotschöpfe weniger. Ich frage mich, wie viele Haare eine Handvoll ergeben, stelle mir vor, wie ich meine Tochter umarme und mit ihren Locken spiele. Ich habe ihr immer gesagt, es sei besser, wenn sie sich den Kopf rasiert. So ist man weniger angreifbar – es gibt nichts, woran jemand einen packen kann.

Aber Töchter hören ja nie auf ihre Mütter.

Als Rose Gold den Kopf hebt, treffen sich unsere Blicke. Sie hebt den Arm und winkt wie eine Homecoming Queen auf dem Festzugswagen. Ich reiße die Arme hoch und winke genauso aufgereggt. Auf der Rückbank des Vans erkenne ich undeutlich eine Babyschale. Dort muss mein Enkel sitzen.

Ich mache einen Schritt auf meine Familie zu. Es ist fast fünfundzwanzig Jahre her, seit ich mein letztes Baby im Arm hielt. In wenigen Sekunden werden sich seine winzigen Finger um meine schließen.

2

ROSE GOLD

Fünf Jahre zuvor, November 2012

Manchmal konnte ich immer noch nicht glauben, dass ich alles lesen durfte, was ich wollte. Ich strich über die Fotos des Hochglanzmagazins. Ein perfekt aussehendes Paar, das am Strand Händchen hielt. Ein Halbwüchsiger mit langen Haaren, der in den Fond eines wartenden Wagens tauchte. Eine strahlende Mutter, die mit ihrer Tochter auf dem Arm durch New York schlenderte. All diese Menschen waren berühmt. Ich wusste, dass die Mutter eine Sängerin namens Beyoncé war, aber die anderen kannte ich nicht. Bestimmt im Gegensatz zu den meisten Achtzehnjährigen.

»Rose Gold?«

Ich schrak zusammen. Vor mir stand mein Vorgesetzter, Scott. »Wir öffnen gleich«, sagte er. »Legen Sie bitte die Zeitschrift weg?«

Ich nickte, während Scott weiterging. Hätte ich mich entschuldigen sollen? War er sauer auf mich, oder erledigte er nur seinen Job? Ich sollte Autoritäten respektieren. Ich sollte sie aber auch austricksen. Mom hatte das immer gemacht.

Ich starrte auf die *Chit Chat* in meinen Händen. Eigentlich hatte ich nachsehen wollen, ob etwas über sie darinstand. Während ihres Prozesses waren in der Zeitschrift drei Geschichten über uns erschienen. Jetzt aber, an ihrem ersten Tag im Gefängnis, brachten sie gar nichts. Genauso wenig

wie die überregionalen Zeitungen. Über Moms Gefängnisstrafe kam nur in unserer Lokalzeitung, der *Deadwick Daily*, ein sensationsheischender Artikel.

Ich legte die Zeitschrift ins Regal zurück. Scott ging weiter den Gang hinunter und klatschte in die Hände. Dabei rief er: »Ein Lächeln ist Teil unserer Dienstkleidung, Leute.« Ich warf Arnie an Kasse zwei einen Blick zu. Er verdrehte die Augen. Hatte ich ihn verärgert? Was, wenn er nie wieder mit mir redete? Was, wenn er allen Mitarbeitern erzählte, ich sei eine Irre? Ich wandte den Blick ab.

Der Mann vom Sicherheitsdienst schloss die Türen von Gadget World auf. Draußen wartete noch niemand. Sonntagmorgens ging es hier immer ruhig zu. Ich schaltete das Licht über meiner Kasse ein. Aber die große, gelbe 5 wurde nicht hell. Mom hatte immer gesagt, eine kaputte Glühbirne sei ein schlechtes Omen.

Das Flirren in meinem Magen wurde stärker. Im vergangenen Jahr hatte ich Angst vor jedem großen Prozesstag gehabt: Eröffnungsplädoyers, meine Zeugenaussage, Verkündigung von Urteil und Strafmaß. Aber die Reporter scherten sich keinen Deut darum, dass »Giftmischer-Patty« jetzt hinter Gitter kam. Nur ich erinnerte mich daran, dass dies ihr erster Tag im Gefängnis war. Sie wäre noch frei, wenn ich nicht in den Zeugenstand getreten wäre. Seit ihrer Verhaftung hatte ich nicht mehr mit ihr gesprochen.

Ich versuchte, mir meine nur 1,65 m große, aber kräftige Mutter in einem orangefarbenen Overall vorzustellen. Was, wenn die Wärter ihr wehtaten? Was, wenn sie die falsche Insassin gegen sich aufbrachte? Was, wenn sie vom Essen dort krank wurde? Ich wusste, eigentlich sollte ich mich über solche Möglichkeiten freuen. Ich wusste, ich sollte Mom hassen, weil ich ständig gefragt wurde, ob ich sie hasste.

Aber ich wollte sie mir nicht in ihrem jetzigen Zustand vorstellen. Mit lila Blutergüssen und blass vom Mangel an Sonnenlicht. Ich wollte mich an die Mutter erinnern, bei der ich aufgewachsen war, an die Frau mit den breiten Schultern und den muskulösen Armen, die innerhalb weniger Minuten einen Brotteig durchkneten konnte. Ihr Haar war kurz und dank einer billigen Tönung fast schwarz. Sie hatte runde Wangen, eine Stupsnase und ein strahlendes Lächeln, das ihr ganzes Gesicht zum Leuchten brachte. Ich liebte Moms Lächeln, weil ich so gerne ihre Zähne sah: weiß, gerade und akkurat, so ordentlich wie ihre Aktenschränke. Aber das Gewinnendste an ihr waren ihre hellen, blaugrünen Augen. Sie nahmen einen wahr, strahlten Mitgefühl aus. Sie vermittelten ohne ein Wort Freundlichkeit und Vertrauen. Wenn man von ihrer kräftigen Hand berührt und von ihren aquamarinblauen Augen betrachtet wurde, war man überzeugt, dass man sich nie wieder einsam fühlen würde.

»Rose Gold, richtig?«

Erneut schrak ich zusammen. Vor mir stand ein Halbwüchsiger, der aussah wie ein Disneyprinz. Ich erkannte ihn wieder, weil er ständig hier auftauchte, um Videospiele zu kaufen.

Der Junge zeigte auf mein Namensschildchen. »Okay, ich habe geschummelt. Mein Name ist übrigens Brandon«, erklärte er.

Ich starrte Brandon nur an, weil ich Angst hatte, wenn ich was sagte, würde ich ihn verscheuchen. Er sah mich unverwandt an: Hatte ich was im Gesicht? Hastig schnappte ich mir seine Sachen vom Band: ein Videospiel mit einem bewaffneten Soldaten auf der Hülle und vier Tüten M&M's mit Erdnüssen.

Brandon fuhr fort: »Ich gehe auf die Deadwick High School.«

Er war jünger als ich. Ich war bereits achtzehn und hatte meinen Highschool-Abschluss.

»Aha«, sagte ich. Ich hätte was anderes sagen sollen. Wieso sprach mich jemand, der so gut aussah wie Brandon, überhaupt an?

»Warst du auch auf der Deadwick High?«

Ich kratzte mich an der Nase, um meine Zähne zu verbergen. »Nein, ich wurde zu Hause unterrichtet.«

»Cool.« Brandon lächelte seine Füße an. »Ich hab mich gefragt, ob du wohl mal mit mir ausgehen würdest.«

»Wohin?«, fragte ich verwirrt.

Er lachte. »Na, zu einem Date.«

Ich schaute mich im leeren Laden um. Brandon stand da, die Hände in die Taschen geschoben, und wartete auf eine Antwort. Ich dachte an Phil, meinen Freund aus dem Internet. »Ich weiß nicht.«

»Komm schon«, beharrte Brandon. »Ich beiße auch nicht, versprochen.«

Dabei lehnte er sich über das Warenband. Unsere Gesichter waren nur noch Zentimeter voneinander entfernt. Er hatte winzige Sommersprossen auf der Nase und roch nach Jungenseife. Mein Herz holperte und stolperte. Endlich konnte ich meinen ersten Kuss bekommen. War das schon Betrug, wenn man seinen festen Freund aus dem Internet sowieso nie persönlich treffen würde?

Brandon zwinkerte und schloss seine Augen. Wieso war das so einfach für ihn? Ich schloss ebenfalls die Augen. Aber was war, wenn ich seinen Mund verfehlte und stattdessen seine Nase küsstet? Also machte ich die Augen wieder auf. Sollte ich meine Zunge einsetzen? In den Zeitschriften hieß es, das könnte man manchmal tun. Aber nicht die Zähne. Niemals die Zähne.

Meine Zähne.

Ich durfte ihn nicht so nah an meine Zähne ranlassen. Außerdem konnte uns Scott vielleicht sehen. Unsere Gesichter waren ganz dicht beieinander. Offenbar hatte ich mich, ohne es zu bemerken, ebenfalls über das Warenband gelehnt. Ich würde es vermasseln. Ich war noch nicht bereit. Ruckartig wischte ich zurück. »Kein guter Zeitpunkt«, murmelte ich.

Er öffnete die Augen und legte den Kopf schräg. »Was hast du gesagt?«

»Ich sagte, es ist kein guter Zeitpunkt«, wiederholte ich und hielt den Atem an.

Er winkte ab. »Ich hab ja noch nicht mal einen Zeitpunkt vorgeschlagen. Hast du ständig zu tun?«

Ich hatte eigentlich nie was zu tun, aber das war nicht die richtige Antwort. Ich knackte mit meinen Fingerknöcheln und versuchte zu schlucken. Meine Kehle war wie ausgedörrt.

Brandon zog seine Augenbrauen hoch. »Soll ich etwa betteln?«

Ich stellte mir vor, wie ich die nächsten achtundvierzig Stunden jedes Wort dieses Gesprächs wieder und wieder heraufbeschwören würde. Ich musste jetzt nur aussteigen, bevor ich es vermasselte. Also strich ich mir eine – kurze, dünne – Haarsträhne hinters Ohr und sagte, den Blick auf sein T-Shirt gerichtet: »Tut mir leid.«

Brandon trat einen Schritt zurück. Seine Wangen färbten sich rosa. Ich sah, wie sich sein Lächeln in ein höhnisches Grinsen verwandelte. Offenbar hatte ich was Falsches gesagt. Ich krümmte mich innerlich und wartete.

»Tust du immer noch so, als bräuchtest du einen Rollstuhl?«

Mir klappte der Mund auf. Hastig bedeckte ich ihn mit der Hand.

»Glaubst du etwa, du könntest diese Zähne verstecken? Die sind ja so ekelhaft! Du bist ekelhaft!«, zischte Brandon.

Nicht weinen, nicht weinen, nicht weinen.

»Ich hab dich nur wegen einer Wette um ein Date gebeten«, erklärte er. Wie aufs Stichwort tauchte ein feixender Junge hinter Kasse zwei auf. Tränen stiegen mir in die Augen.

»Meinst du etwa, du könntest mich abweisen?«, spottete Brandon und schlenderte mit seiner Plastiktüte von Gadget World davon. Sein Freund schlug ihn mit hoch erhobener Hand ab. Da rann mir die erste dicke Träne über die Wangen.

Kaum waren sie weg, flüchtete ich von meiner Kasse, ohne Arnies durchdringenden Blick zu beachten. Ich dachte an Maleficent und Jafar, an Cruella de Vil, an Scar und Captain Hook: die Bösen, die am Ende immer verloren hatten.

Der Pausenraum war leer. Ich drückte die Tür zu und schloss sie ab.

So heftig hatte ich seit zwei Monaten nicht mehr geweint – seit meine Mutter verurteilt worden war.

Nach der Arbeit fuhr ich mit Moms altem Lieferwagen die neun Meilen bis zu meiner Wohnung. Meinen Führerschein hatte ich zwei Monate zuvor geschafft, und zwar mit der Hilfe von Moms ehemaliger bester Freundin Mary Stone, die mich in der Fahrschule angemeldet und mich zur theoretischen und praktischen Prüfung begleitet hatte. Der Prüfer meinte, ich hätte als Erste in diesem Monat ohne Fehler bestanden. Manchmal stieg ich in den Wagen und fuhr ein paarmal um den Block, einfach weil ich es konnte.

Jetzt parkte ich vor meinem Wohnhaus. Nachdem ich den Job als Kassiererin bei Gadget World bekommen hatte, half mir Mrs. Stone auch, eine billige Wohnung in Deadwick zu finden. Die Sheridan Apartments befanden sich in einem vierstöckigen, heruntergekommenen Gebäude –

Mrs. Stone erklärte, es sei erbaut worden, als sie noch ein Kind war. Manchmal bekam ich Besuch von Mäusen, aber die Miete belief sich auf nicht mal vierhundert Dollar im Monat. Mrs. Stone meinte, das sei eine gute Anfängerwohnung für mich, obwohl ich nicht wusste, was genau ich da anfing.

Ich schloss den Wagen ab und wandte mich zum Gebäude. Gerade als ich den Weg betrat, piepte mein Handy. Während ich über die Risse im Beton stieg, dachte ich bewusst an Brandon.

Phil: *Heute Abend chatten?*

Ich: *Ja bitte, harter Tag.*

Phil: *Was ist los?*

In der Wohnung streifte ich mir die Stiefel ab und ging direkt auf die Waage. Seit ich vor neun Monaten bei Mom ausgezogen war, hatte ich dreißig Pfund zugenommen. Doch seit einiger Zeit veränderte sich nichts mehr an meinem Gewicht. Ich senkte den Blick auf die Waage. Immer noch 51 Kilo.

Als ich das Bad verließ, vermied ich es, in den Spiegel zu schauen. Ich hatte jetzt nicht die Kraft, die ganze Prozedur zu absolvieren. (Schritt eins: Prüfen, ob die Zahnweißstreifen wirkten. Ich hatte jeden einzelnen Zahn auf einer Farbskala von eins bis zehn eingetragen und dann die Veränderungen in einem kleinen Notizbuch vermerkt, um die Fortschritte festzuhalten. Schritt zwei: Mit einem Maßband nachmessen, wie viele Millimeter die Haare gewachsen waren. Ich hatte es mit Fischölkapseln versucht, mit Biotin und Vitaminen, aber nichts hatte funktioniert: Meine Haare wollten trotzdem nicht schneller wachsen. Schritt drei: Mich von Kopf bis Fuß betrachten, Körperteil für Körperteil, und alles registrieren, was mir nicht gefiel. Ich hatte ständig eine Liste im Kopf, sodass ich wusste, woran gearbeitet werden musste.) Ich versuchte, diese Prozedur

nicht öfter als einmal am Tag zu vollziehen, und übersprang sie an schlechten Tagen ganz. Jetzt schaltete ich das Licht im Bad aus. Hunger machte sich bemerkbar.

In der Küche schob ich ein tiefgefrorenes Fertiggericht mit Tex-Mex-Hackfleischpasta in die Mikrowelle und lehnte mich an die Anrichte. Als ich die Beschreibung auf der Packung las, fragte ich mich, wie wohl Chorizo schmeckte. Seit ich in meine eigene Wohnung gezogen war, lebte ich hauptsächlich von Fertiggerichten und allen möglichen Frühstückscerealien. Zwar hatte ich versucht, mir das Kochen beizubringen, aber ständig das Timing vermasselt: Die Folge davon waren verbranntes Gemüse und harter Reis. Ich vermisste es, dass mir jemand das Essen zubereitete, selbst wenn es nur Trinknahrung war. Manchmal zündete ich kleine Teelichte an, wie Mom es getan hatte, damit das Essen stimmungsvoller wurde.

Als die Mikrowelle piepte, holte ich die Hackfleischpasta heraus. Noch an der Küchentheke riss ich die Plastikfolie ab und schob die Nudeln vorsichtig in meinen Mund, wobei ich die kühle Gabel auf meine Zunge drückte. Die mit Käse überbackenen Nudeln glitten mir die Kehle hinunter, ohne zu stocken die Einbahnstraße entlang. Brotwürfel aus der Käseschicht wurden von meinen Backenzähnen zermalmt. Dann merkte ich es: Chorizo war scharf! Meine Augen trännten, und ich bekam eine Gänsehaut. All diese neuen Geschmacksrichtungen würde ich niemals sattbekommen!

Ich öffnete den Kühlschrank und holte ein weiteres Fertiggericht heraus – Kräcker, Putenbrust und Cheddar – und dazu einen Liter Kakao. Erst wollte ich direkt aus dem Tetrapak trinken, aber dann dachte ich an Moms Basiliskenblick. Also goss ich den Kakao in ein Glas.

Ich: Irgendein Highschool-Junge kam in den Laden und benahm sich wie ein A-loch.

Ich war begeistert über meine beiläufige Verwendung von ›A-loch‹. Früher durfte ich nicht fluchen.

Ich: Hab's aber schon weggesteckt.

Ich: Wie war dein Tag?

Ich hoffte immer, dass ich zu kritisch mit mir war. Niemand sollte mich für so hässlich halten, wie ich befürchtete. Aber Brandon hatte es getan. Mein magerer Körper passte eher zu einem sechsjährigen Jungen als zu einer Frau. Brüste hatte ich keine. Meine Zähne waren brüchig und braun. Obwohl ich schon so viel zugenommen hatte, war ich immer noch zu dünn und konnte nicht mal einen Sitz im Bus ausfüllen. Niemand fand mich schön, nicht mal Mom, die darauf achtete, mich als eine schöne Seele zu bezeichnen, aber niemals als schön. Sie wählte immer den schlimmsten Zeitpunkt, um ehrlich zu sein.

Phil: Tut mir leid wegen dem Wichser.

Phil: Mein Tag war verschneit;)

Phil war ein paar Jahre zuvor nach Colorado gezogen, um öfter snowboarden zu können. Er hatte seinen Eltern die Erlaubnis abgerungen, in der Hütte seiner Tante und seines Onkels zu leben, die fünfundvierzig Meilen südwestlich von Denver in den Wäldern der Front Range stand. Diese rebellische Ader und sein romantisches Interesse an mir hatten mich zu ihm hingezogen. Außerdem hatte er mir geholfen herauszufinden, was Mom mir antat, mir im Grunde also das Leben gerettet. Wir lernten uns in einem Chatroom für Singles kennen, als ich sechzehn war, kurz nachdem ich Mom überzeugt hatte, dass das Internet mir bei meinen Hausaufgaben helfen konnte. Zwar durfte ich pro Tag nur eine halbe Stunde surfen, aber nachts, wenn sie schlief, chattete ich heimlich mit Phil. Jetzt, zweieinhalb

Jahre später, simsten wir täglich miteinander. Allerdings telefonierten wir nie, und es gab auch keine Videochats. Spontan konnte ich mich nicht so gut unterhalten. Wenn ich simste, hatte ich genug Zeit, mir meine Antworten zurechtzulegen. Ich konnte nicht riskieren, Phil zu verlieren.

Nachdem ich meine leere Pastaschachtel in den Müll geworfen hatte, ging ich mit dem zweiten Fertiggericht ins Wohnzimmer, setzte mich auf einen der braunen Fernsehsessel, die Mom vor Jahren beim Trödler erstanden hatte, und zog die Fußstütze heraus. Ich legte ein Stück Cheddar und einen Streifen Putenbrust auf einen Kräcker und hielt inne. Hatte ich ein komisches Gefühl im Magen, oder bildete ich mir das nur ein?

Laut sagte ich: »Mit den Nudeln war alles in Ordnung.«

Dann nahm ich die DVDs vom Beistelltischchen: *Alice im Wunderland* und *Pinocchio*. Als Kind durfte ich nur drei Filme sehen: *Dornröschen*, *Cinderella* und *Die Schöne und das Biest*. Also holte ich jetzt das Versäumte nach. Bislang hatte ich die Hälfte aller Disneyfilme aus der Bibliothek gesehen. Aber keiner davon konnte meinen absoluten Lieblingsfilm schlagen: *Arielle*, den ich schon dreißigmal angeschaut hatte. Ich plante, bis dreiunddreißig weiterzumachen, das brachte Glück.

Aber jetzt wollte ich keinen Film. Ich betrachtete meine Dienstkleidung: khakibraune Hose, blaues Hemd. Morgen würde ich genau das Gleiche tragen, würde die Zeitschriften auf den Regalen geraderücken und andere Regale für das nächste A-loch auffüllen, das in den Läden spazierte, um mir zu sagen, wie ekelhaft ich war.

Was, wenn Brandon wiederkam? Was, wenn ich ihn zufällig an der Tankstelle oder im Supermarkt traf?

Vielleicht reagierte ich übertrieben. Schließlich hatte ich einen festen Freund, eine Vollzeitstelle und eine eigene Wohnung. Ich war bei einem

Zahnarzt gewesen, der mir erklärt hatte, wenn ich einige Zähne gezogen und eine Brücke eingesetzt bekäme, könnte ich ein wunderschönes, weißes Gebiss haben. Seitdem legte ich von jedem Gehaltsscheck fünfzig Dollar für mein neues Lächeln beiseite. Ich machte Fortschritte, was kümmerte mich also die Meinung eines einzigen heißen Typen? Für mich war Brandon ein Niemand.

»Du bist nicht ekelhaft«, sagte ich zaghaft zu mir. Aber ich glaubte mir nicht.

Ich war nicht bereit, in eine andere Stadt zu ziehen. Die meiste Zeit meines Lebens hatte ich in ein und demselben Haus verbracht, hatte es nur verlassen, um zum Arzt zu fahren und unsere Nachbarn oder die Schule zu besuchen – bis Mom mich abmeldete. Obwohl mich viele Leute in Deadwick nervten, waren sie mir doch wenigstens vertraut. Ich konnte es aushalten, solange ich unsere braunen Fernsehsessel, den Laden an der Ecke und Mrs. Stone hatte – berühmt für ihre Haferkekse und ihren unabirrbaren Optimismus. Mit dem Wagen konnte ich innerhalb von fünf Minuten bei ihr sein. Ein Umzug war zu viel für mich. Aber ein kleiner Tapetenwechsel konnte vielleicht was bringen.

Mach eine Liste, flüsterte Mom mir zu. Dies waren die mir bekannten Menschen, die nicht in Deadwick wohnten: Mom, Alex, die in Chicago lebte, und Phil in Colorado. Phil und ich hatten bislang nie geplant, uns zu treffen. Sah man sich von Angesicht zu Angesicht, blieb für die Fantasie kein Raum mehr. Wenn Phil mich sah, fand er mich vielleicht auch ekelhaft. Möglicherweise machte er dann sogar mit mir Schluss. Trotzdem konnte ich mich einfach nicht damit abfinden.

Eine Dreiviertelstunde tüftelte ich an einer SMS mit dem Vorschlag, uns zu treffen, bis ich mich für eine direkte Frage entschied.

Ich: *Wie fändest du es, wenn ich dich besuchen käme?*

Ich: Ich müsste mal eine Weile weg von hier.

Dann trudelten endlos die drei Pünktchen über mein Display. Er schrieb und schrieb und schrieb. Ich zupfte einen Nietnagel heraus. Mach dir nicht allzu große Hoffnungen.

Phil: Momentan ist kein guter Zeitpunkt. Tut mir leid, Babe.

Phil: Vielleicht in ein paar Monaten?

Ich stieß die Luft aus, die ich angehalten hatte. Da ich mich nicht traute nachzufragen, warum jetzt kein guter Zeitpunkt war, machte ich eine neue Liste: Mögliche Gründe, warum mein fester Freund mich nicht treffen will. Vielleicht hatte er eine andere. Vielleicht war ich nur seine Geliebte. Vielleicht durfte er gar keine Freundin haben. Vielleicht konnte er gar nicht snowboarden. Vielleicht war er in Wirklichkeit hässlicher als auf seinem Foto. Vielleicht wusste er tief im Inneren, dass ich nicht so hübsch war, wie er hoffte – obwohl ich ihm einen falschen Namen genannt hatte, damit er mich online nicht finden konnte.

Noch nie war ich meinem ersten Kuss so nahe gekommen wie beim Zusammenstoß mit Brandon. Achtzehn war viel zu alt, um noch zu warten, das hatte ich aus der *Seventeen* gelernt. Ich beschloss, Phil weiterhin zu bearbeiten. Er war meine beste Chance. Außerdem, wenn wir füreinander bestimmt waren, mussten wir uns dann nicht irgendwann treffen?

Ich trommelte mit den Fingern auf der Armlehne des Sessels, während ich mir das Hirn nach einer anderen Lösung zermarterte. Ich konnte nach Chicago fahren. Monatelang hatte Alex, meine beste Freundin und Mrs. Stones Tochter, immer wieder angeboten, mir die Stadt zu zeigen. Das Benzin für die dreistündige Fahrt würde nicht so viel kosten.

Ich schrieb eine SMS an Alex. »Ich hab mir überlegt, dich zu besuchen«, gab ich ein. Dann tippte ich auf den kleinen blauen Pfeil und

kaute nervös auf meiner Unterlippe.

Ich scrollte durch unseren Chatverlauf. Auf meine letzten drei SMS hatte Alex nicht geantwortet. Ich hätte mir Sorgen gemacht, wenn sie nicht täglich auf ihren Social-Media-Accounts gepostet hätte, wie viel Spaß sie mit ihren neuen Freunden aus der Großstadt habe. In den letzten Monaten hatte ich ein paar dieser sozialen Medien studiert, um herauszufinden, wie sie funktionierten. Ich hatte sogar den Mut aufgebracht, mir auf einer dieser Seiten einen eigenen Account einzurichten, aber noch nichts gepostet. Auch weil ich nicht wusste, was ich als Profilbild nehmen sollte.

Erneut warf ich einen Blick auf die DVDs aus der Bibliothek, schob dann aber wieder *Arielle* – den einzigen Film, der mir gehörte – in den DVD-Player.

Eine halbe Stunde später hatte Alex immer noch nicht reagiert. Ausnahmsweise konnten Scuttle und Sebastian mich nicht amüsieren. Ständig hatte ich das Wort EKELHAFT vor Augen, es zog in Neonschrift an mir vorbei, flankiert von zwei blinkenden Pfeilen, die auf mich zeigten. Das Wort tätowierte sich auf meine Stirn, meine Wangen, in meinen Mund. Ich zog mir meine Fleecedecke mit den Zebrastreifen – die Mom für mich gemacht hatte – bis zum Kinn. Doch das Wort verfolgte mich weiter und dröhnte mir in den Ohren. Ich stellte mir vor, wie es im Blut durch meine Adern driftete, und schüttelte schnell den Kopf, um alle Gedanken daran loszuwerden. Ich hätte ihn ignorieren oder einfach weiter in der Zeitschrift blättern sollen.

Die Zeitschrift. Wieder griff ich nach meinem Handy und scrollte durch alte Emails. Schließlich fand ich die von Vinny King, dem Reporter von *Chit Chat*, der mich wiederholt um ein Interview gebeten hatte. Gegen Bezahlung, ein paar hundert Dollar. Ich überflog sie erneut.

Alle Medien haben Sie als Opfer dargestellt, als schwaches, kleines Mädchen. Ist es nicht Zeit, das richtigzustellen?

Damals hatte ich an Schicksal geglaubt. Ich dachte, alles würde aus einem bestimmten Grund geschehen.

Als Vinny King sich zum ersten Mal bei mir meldete, wurde ich noch künstlich ernährt. Ich war gerade aus unserem Haus zu Mrs. Stone gezogen. Der Sozialdienst hatte mir einen Therapeuten besorgt. Reporter campierten vor jedem Haus, in dem ich mich ihrer Meinung nach verstecken könnte. In der Zeit, als ich gegen Mom aussagte, wäre ich fast durchgedreht. Nur zu gerne hätte ich öffentlich klargestellt, was Wahrheit und was Lüge war, aber ein Interview mit der alten Rose Gold wäre ein Desaster geworden. Ich sah förmlich die höhnischen Schlagzeilen darüber, dass die Tochter genauso verrückt war wie die Mutter. Sie waren ohnehin schon schlimm genug: MUTTER ZEIGT KEINERLEI REUE ÜBER VERGIFTUNG IHRER TOCHTER.

Aber das war damals.

Jetzt war ich stabil. Natürlich nicht vollkommen. Zum Beispiel war ich immer noch ein bisschen zu sehr auf mein Gewicht fixiert. Bestimmte Lebensmittel konnte ich immer noch nicht essen, ohne dass mir übel wurde. Allerdings war ich mir ziemlich sicher, dass das nur eine Kopfsache war. Es fiel mir schwer, mit Jugendlichen in meinem Alter zu reden. Wichser wie Brandon machten mich immer noch nervös.

Vielleicht war ich noch nicht bereit, über die Erinnerungen zu sprechen, die ich im Laufe des letzten Jahres so gut unter Verschluss gehalten hatte. Andererseits konnte ich mich dann entweder weiterhin von Leuten quälen lassen, die gar nichts über mich wussten, oder meine Geschichte erzählen. Die Medien waren nicht mehr an Mom und mir interessiert; von Vinny hatte ich schon seit Monaten nichts mehr gehört.

Aber vielleicht konnte ich ihn überzeugen, sich meine Sicht anzuhören. Dann konnte ich das Geld vom Interview für meine Zähne verwenden. Oder um Phil in Colorado zu besuchen.

Alex hatte immer noch nicht auf meine SMS geantwortet. Im Film willigte Arielle ein, ihre Stimme aufzugeben.

Bevor ich es mir anders überlegen konnte, wählte ich Vinny Kings Nummer. Es ertönte das Rufzeichen. Ich starrte auf meine Schuhe. Die Schnürsenkel waren aufgegangen.

Sie dachte an mich.

3

PATTY

Mit großen Schritten gehe ich über den Parkplatz auf meine Tochter zu. Als Rose Gold vom Fahrersitz hüpfte, wirkte sie neben dem großen Lieferwagen wie ein Zwerg. Eine Frau von dreiundzwanzig Jahren hat den unbeholfenen Teenager ersetzt, den ich aufgezogen habe. Ihre Haare sind glatt und schlaff, und ihre stumpfe Farbe schwankt irgendwo zwischen Blond und Braun. Mit ihrer winzigen Stupsnase wirkt Rose Gold wie ein Mäuschen. Sie trägt ausgebeulte Jeans und ein riesiges Sweatshirt mit hohem Kragen. Mit ihrem typischen Trippelgang, den sie schon immer hatte – so als bedeckten heiße Kohlen den Boden –, kommt sie auf mich zu. Sie sieht gesund aus. Normal.

Bis auf ihre Zähne.

Ihre Zähne sind kreuz und quer gewachsen und erinnern an alte Grabsteine auf einem Friedhof. Außerdem haben sie unterschiedliche Gelbtöne: von Eierpunsch bis Dijonsenf. An den Wurzeln sind einige schlammabraun; und die Spitzen sind uneben und schartig. Als meine Tochter mich anlächelt – nein, angrinst –, erinnert sie mich an einen Halloween-Kürbis. Andere finden diese Zähne vielleicht grässlich. Mir hingegen erzählen sie eine Geschichte. Sie erinnern mich daran, wie der Zahnschmelz jahrelang durch Magensäure zersetzt wurde. Rose Golds Zähne sind ein Zeugnis ihrer Tapferkeit.